

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 234

Freitag, 7. Oktober

1927.

(33. Fortsetzung.)

Das grüne Monotel.

Roman von Guido Kreuzer.

(Nachdruck verboten.)

Der Staatskommissar entrang sich seiner Erstarrung und sprang auf, als wisse er überhaupt nichts von Asthma und Podagra und zweihundsechzig Jahren. Es kam ihm auch gar nicht zum Bewußtsein, daß er die Verlobte des Botschaftsrats von Traß mit „gnädiges Fräulein“ oder zumindest „Fräulein Barell“ anreden mußte. Das wäre — in solcher Freundenstunde und wo ihm doch zumute war, als sei sie seine eigene Tochter und habe nach langer Irrfahrt, längst verloren geglaubt, nun doch wieder heimgefunden!

Er trat zu ihr und ergriff ihre in weißen Wildlederhandschuhen steckenden Kinderhände.

„Kunst du da!“ . . . wiederholte er strahlend . . . „Komst hier herein, wie wenn das die selbstverständliche Sache der Welt ist. Dabei hast du keine Ahnung, daß deinetwegen in der Zwischenzeit beinahe das Deutsche Reich aus den Fugen gegangen wäre!“

Sie sah ihn unsicher an. Sie begriff nicht, weshalb er sie mit einmal duzte und worüber er so außer sich vor Freude war.

Der Unterstaatssekretär Dr. Heinrichs, Regierungs-expert und rechte Hand des Kanzlers, dieser kümmerliche, unscheinbare Kreis, vor dem sie doch stets solch scheuen Respekt gehabt — genau so, wie es eigentlich allen Leuten, wie es wohl auch Henner ging —, jetzt hielt er sie bei den Händen und zog sie zu dem Sessel neben seinem Schreibtisch und zwang sie, Platz zu nehmen.

Dann rückte er sich selbst wieder in seinem hohen Lehnsstuhl zurück.

Die erste Überraschung war vorüber. Er wurde ruhiger. Allerdings — die ihr unerklärliche tiefe Freude blieb auf seinem Antlitz. Und auch das „Du“ behielt er bei:

„So, mein Mädelchen, jetzt haben wir dich wieder eingeholt! Nun erzähle mal, wie du hierherkommst.“

Sie schielte verwirrt, weil sie noch immer nicht begriff.

Vom Bahnhof Friedrichstraße, Exzellenz. Mein Zug ließ erst vor zwanzig Minuten ein. Da rief ich sofort mal in meiner Wohnung an und erfuhr von meiner Haushälterin, Frau Geheimrat Lohrsen, daß mein Verlobter sich vor drei Tagen telefonisch bei ihr nach meinem Aufenthalt erkundigt habe. Das verstand ich nicht. Denn er hatte mich ja durch ein dringendes Telegramm aus München selbst nach Erlenried bestellt, wohin er allerdings dann nicht gekommen war. Und noch länger konnte ich doch bei Onkel Theodor nicht bleiben. Wegen der Hypothekenangelegenheit. — Als ich das Telephongespräch mit meiner Haushälterin beendet hatte, fuhr ich vom Bahnhof nun gleich hierher, um Herrn von Traß einen Moment zu sprechen. Doch sagte mir der Pörliner, er wäre schon seit vier Tagen nicht mehr zum Dienst gekommen. Da wurde ich unruhig und wußte mir nicht mehr anders zu helfen, als mich an Exzellenz zu wenden und zu fragen, wo mein Verlobter eigentlich ist.“

„Wahrscheinlich zu Hause in seiner Wohnung.“

„Ihre Augen wurden ängstlich.“

„Er ist doch nicht etwa frank?“

„Nein, das ist er ganz und gar nicht. Und wenn er obendrein hört, daß du wieder hier bist und wie jetzt endlich Licht in die ganze dunkle Angelegenheit kommt. . . . Aber wir müssen systematisch vorgehen. Vor allem brauche ich Antwort auf ein paar entscheidende Fragen: Wer ist Onkel Theodor, was ist Erlenried, wie lange haft du da gesessen und schließlich: Wie lautete das Münchener Telegramm?“

Sie gab gebuldig Auskunft.

„Onkel Theodor ist der Bruder meiner verstorbenen Mutter und mein einziger noch lebender Verwandter. Erlenried heißt sein Rittergut in der Nähe von Riddagshausen bei Braunschweig. Da war ich seit vorigem Freitag, also seit fünf Tagen. Und das Telegramm, das mich dorthin rief, habe ich noch bei mir. Wenn es Exzellenz interessiert . . .“

Sie entnahm ihrem Handtäschchen ein zusammengeknüppeltes Blatt, das sie entfaltete und dem alten Herrn hinüberreichte.

Der sah erst mal nach dem Aufgabeort. Tatsächlich: München! Das Datum — er rechnete schnell zurück: der Tag, nachdem der Botschaftsrat nach Süddeutschland gereist. Stimmt also alles!

Nun zu dem Text. Der lautete:

„Abreise du sofort nach Erlenried stop komme selbst dieser Tage dorthin stop muß private Angelegenheit von höchster Bedeutung mit dir besprechen stop suche mich vorher nirgends zu erreichen stop bewahre Telegrammtext und Reiseziel vor jedermann als Geheimnis stop.“

Henner.“

Das las der Unterstaatssekretär sich ein paarmal durch, schüttelte den Kopf, murmelte: „Verdammte geschicht!“ kniff die Depesche wieder zusammen und gab sie zurück.

„Also daraufhin bist du sofort fröhlich losgefahren, nicht wahr, mein Döchting?“

Sie nickte energisch.

„Das versteht sich doch von selbst. Wo Henner mich ja rief. An der Treppe zum Bahnhof Zoo traf ich übrigens zufällig den Grafen Byrd vom „Turf-Klub“ — einen nahen Bekannten meines Verlobten. Der verschaffte mir noch einen guten Platz und brachte mir Blumen und Konfekt und war überhaupt sehr nett. Aber wohin ich fuhr, hat er doch nicht herausbekommen. Obwohl er neugierig war wie eine Elster.“

„Auch Onkel Theodor nicht?“

„Ebensowenig! Aber der hatte sowieso mit der Herbstbestellung zu tun und freute sich nur, daß auch Henner ein paar Tage kommen wollte. So warteten wir beide. Inzwischen vertrieb ich mir die Zeit mit Lesen, Angeln, Reiten, war auch draußen auf den Feldern und fuhr so ungefähr zu jedem Juge, mit dem Henner hätte kommen können. Ich verstand nicht, weshalb er mir über die Verzögerung seines Eintreffens nicht wenigstens Nachricht gab, was er doch sicherlich tun kann.“ Bis zum letzten Moment habe ich ausgehalten. Heute aber mußte ich zurück, weil morgen vormittag beim Charlottenburger Amtsgericht mein ver-

sönliches Erscheinen unbedingt nötig ist. Es handelt sich um eine Hypothek, die gelöst ist und wo ich achtzigtausend Mark zurück erhalte. Henner wußte ja auch von diesem Termin. Eigenlich hätte er rechtzeitig daran denken können, anstatt mich zwecklos in Erlenried warten zu lassen.“

„Was er, nebenbei bemerkt, gar nicht getan hat.“

„Wie meinen Exzellenz denn das?“

„Ich meine: daß dein Henner dir niemals dies Telegramm da geschickt hat.“

Christa Varell machte große Augen.

„Henner — hat — nicht . . .“

„Da“, sagte der Unterstaatssekretär und gab ihr den vorhin erhaltenen Brief, „lies mal erst!“

Sie warf einen Blick auf die Unterschrift und fuhr auf:

„Inez Rionne? Inez Rionne vom „Eskorial-Theater“, Exzellenz? Oh, sie ist entzückend! Sie ist die charmanteste Frau der Berliner Operette! Sonst mache ich mir aus dieser Kunstsattung nicht sonderlich viel; doch eine Premiere von Inez Rionne versäumte ich nie! Meiner Freundin Gerrit Glynn geht es ebenso. Und jedesmal nachher behauptet sie: wenn Inez Rionne meine Hautfarbe besäße, dann könnte man uns ohne weiteres für Schwestern halten.“

„Es wäre besser gewesen“, verzerrte er mit einem Lippenzucken, „deine Freundin Gerrit hätte nie Veranlassung gefunden, solche Ähnlichkeit zwischen euch beiden festzustellen. Dann würde uns allen mancherlei erspart geblieben sein. Na — lies nur!“

Seltsam war das alles! Was hatte der Unterstaatssekretär nur?

Zögernd entfaltete sie die Blätter.

Während sie las, beobachtete der alte Herr sie.

Christa Varell saß ihm und dem Licht voll zugewandt. Mitten in der Sonne. Jetzt schimmerte die Locke an der linken Stirnseite nicht mehr silberblond, sondern golden; mit jenem tiefen Bronzeton, den die alten römischen Münzen der Cäsarenzeit haben. Unendlich fein war der verhaltene Bogenschwung der schmalen, dunklen Brauen und zart die Linie der blühenden Lippen unter der ein ganz klein wenig gebogenen Nase. Wie sie, die Füße übereinandergelegt, vorgeneigt in dem Sessel saß, war sie die restlos harmonische Verkörperung von unbewußter Lieblichkeit, Anmut und unaufdringlich zurückhaltender Vornehmheit. Dame und doch noch überweht von leisem Hauch unberührten Jungmädchenums.

Eine blendende Diplomatenfrau wirst du einmal werden, mein Kerlchen! dachte der alte Herr; und jetzt dünkte es ihn geradezu widerständig und einfach unbegreiflich, daß gegen dies entzückende Gesäßchen überhaupt mal — trotz aller sogenannten Beweise — hatte solch wahnwitziger Verdacht auftreten können.

Wie richtig den Träg sein Empfinden geleitet, als er sich dagegen bis zum letzten Atemzuge wehrte.

Abermals beschlich ihn das eigenartige Frohgefühl, das ihn stets in Christa Varells Gegenwart umging: Als siehe er auf einer der friesischen Inseln, und von der Nordsee her streiche ihm der Wind des Atlantik um die Schläfen, daß er ganz tief aufatmen konnte.

War's nicht eigentlich herrlich, daß es trotz Charleston und Etonfrüuren und recordmordender weiblicher Sportipsychose, die alles Inneneleben mit Keulen totschlug, noch solche deutsche Frauen gab?

Sie und der Henner von Träg — wenn diese beiden Menschen mal nach fünf oder zehn Jahren in irgendeiner Hauptstadt das deutsche Botschaftspalais bezogen, dann würden sie das Reich zu repräsentieren wissen!

Aus nachdenklichem Sinnenschrak er auf: Christa Varell hatte den Brief beendet.

Ganz langsam legte sie ihn wieder auf den Schreibtisch. Schwer ging ihr Atem. Und in den großen, graugrünen Augen, die jeden Schimmer verloren hatten, leuerte herabfallende Anast. (Schluß folgt.)

Die Unterschrift.

Skizze von K. Struve (München).

Mit angeborener Breitspurigkeit betrat der Unterhändler Quirin Krenzl die Kanzlei des Justizrats. Die Gegenpartei, seine Schwägerin Rosina Sevensack, war schon anwesend und blickte mit einem Gemisch von Verachtung und Wut zur Seite, als Krenzl am Tische Platz nahm.

„Ich habe sie beide zu einer Unterredung hergebeten“, begann der Anwalt, „weil ich die Sache gern auf gütlichem Wege regeln möchte. Wenn Sie, Herr Krenzl, einigen guten Willen zeigen —“

„Ich?“ fiel der Unterhändler mit höhnischer Verwunderung ein. „Warum nur ich? Wo ich doch alles schwarz auf weiß habe!“

Der Justizrat sah ihn mit ungläubigem Lächeln an. Gereizt durch diesen stummen Zweifel entnahm Krenzl seiner Brusttasche ein Schriftstück und zeigte es dem Anwalt, während er sagte: „Das hat mir die Sevensack eigenhändig unterschrieben . . . Das sie nämlich mit ihrem gesamten Mobiliar für mich bürgt steht, jawohl! Für eine Schulden von zweitausend Mark, die ich leider nicht hab' einzulösen können . . . Und jetzt wendet sich natürlich der Hirschmann an Sie. Ist's deine Unterschrift oder nicht?“ wandte er sich an die Frau.

Rosina Sevensack konnte vor Erregung kaum sprechen und drehte den Kopf abwechselnd zur Seite. Der Justizrat sprach für sie: „Es handelt sich zunächst nicht um die Echtheit der Unterschrift, sondern darum, daß Ihre Schwägerin behauptet, einen leeren Bogen Papier unterschrieben zu haben.“

„Ist ja ausgelegter Schwindel!“ rief Krenzl in heftiger Erregung wieder dazwischen.

„Bitte, unterbrechen Sie mich jetzt nicht, Herr Krenzl“, sagte der Justizrat mit ruhiger Energie. „Also Sie wollten, wie mir Frau Sevensack berichtet hat, wegen einer Wasserzuleitung zur neuen Heimgarten-Kolonie eine Eingabe an den Stadtmagistrat machen. Dazu bedurften Sie der Unterschriften sämtlicher Garteneigentümer. Mit Ihrer Schwägerin fingen Sie an, weil diese am andern Tag für einige Zeit verreisen wollte. Sie aber die Eingabe noch nicht fertig hatten. Frau Sevensack behauptet nun, von Ihnen einen leeren Bogen Papier zur Unterschrift vorgelegt erhalten zu haben, den Sie nachträglich mit ganz anderem Inhalt ausfüllten, eben mit dieser Bürgschaftsübernahme und Mobiliarverpfändung.“

Die Augen des Anwalts ruhten prüfend und verweisend auf dem verschlagenen Gesicht des Mannes. Der stieß wieder ein kurzes, verächtliches Lachen aus und entgegnete mit großer Überlegenheit: „Ist ja lauter verlogenes Gefasel von der Sevensack! Die Eingabe wegen der Gartenangelegenheit ist wohl von mir geplant, aber ich hab' sie hernach nicht ausgeführt.“ Er schlug mit der Hand auf das Papier und sagte: „Dieses Schriftstück hab' ich ihr vollständig ausgeschrieben vorgelegt; sie hat es gelesen, war damit einverstanden und hat eigenhändig ihre Unterschrift gegeben. Und damit hasta!“

„Nein, Herr Justizrat“, schluchzte die Frau, „er hat mir einen leeren Bogen vorgelegt. Und weil er es so eilig hatte und mir die Sache so plausibel hinstellte, hab' ich dummeweise meinen Namen auf das leere Blatt gesetzt.“

Der Anwalt hatte inzwischen mit einer scharfen Lupe das Schriftstück betrachtet. Krenzl schaute ihm mit hämischem Lächeln zu.

Endlich sagte der Justizrat zu dem Unterhändler: „Sie haben also den ganzen Text vorher bei sich zu Hause geschrieben und sind dann damit zu Ihrer Schwägerin gegangen?“

„Selbstredend!“

„Woher kommt das Papier?“

„Das liegt stöpsweise im meinem Schreibtisch.“

Der Justizrat nickte und schien mit dieser Erklärung zufrieden. Ganz ruhig fuhr er fort: „Das Format des Bogens ist ziemlich groß. Konnten Sie ihn in Ihrer Brusttasche unterbringen?“

„Hab' ihn natürlich zusammenlegen müssen, wie Sie sehen . . .“

„Ja, das sehe ich.“ Der Justizrat mußte aber noch etwas gelehren haben, denn er sagte: „Mich wundert nur eins, Herr Krenzl: daß Sie sich die Arbeit dadurch erschwerten, indem Sie das Papier zuerst zusammenfalteten und dann erst beschrieben. Bekanntlich schreibt es sich über scharfe Buglinien immer etwas schwer.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Krenzl mit kaum merkbare Un Sicherheit.

„Ich meine es genau so, wie es ist. In der Regel schreibt man auf einen glatten, ungefalteten Bogen Papier, wenn man an seinem Schreibtisch sitzt und den Bogen frisch aus der Packung nimmt. Nun sieht man aber an Ihrem

Schriftstück genau — besonders an den Unterlängen — daß Sie zwei Zeilen auf eine schon abgeogene Fläche legen müssten. Das wäre Ihnen aber erwartet geblieben, wenn Sie, wie Sie behaupten, das Schriftstück tatsächlich zu Hause vorbereitet und dann erst zu Frau Seckendorff gebracht hätten. Ja, das meine ich. Vermutlich werden die gerichtlichen Sachverständigen auch dieser Meinung sein."

Und so war es auch.

Der Fluch des Affengottes.

Von Bostmar Tro.

Der schwärzärtige Kalasa hockte reglos vor seiner Kirche im Eingeborenenviertel von Bombay und starnte in das Gewühl der Bazar, das schillernd und brüllend in der Gluthitze des Vormittags vorbeizog; aber er sah nicht die zerfetzten, gellfarbigen Turbane über den braunen Gesichtern, die dottergelben, kobaltblauen, aistgrünen, fleischfarbenen Kattuntücher der Weiber, die halbnackten Kinder mit ihren Glasketten, die in den schreiensten Farben getünchten, vier- und fünfstödigen Zinskasernen, auf deren schmalen Balkons grüne Paradiesen zwischen zerfetzter Wäsche und bunten Gewändern einen Höllensärm vollführten; er sah nicht die Büffelgespanne, Ziegen und Autos in dem Strom der Menschen — er sah nur das gelbe, häckliche Gesicht des arabischen Pferdehändlers, hörte immer wieder den Fluch, den er ihm am vergangenen Abend entgegenschrie.

Der Araber hatte die rote Holzstatue des didleibigen, affenköpfigen Hanuman, des Gottes der Fröhlichkeit, die in der Küche neben dem Herde stand, angesehen und dabei dem Wirt schwere Sorgen und schlechte Geschäfte gewünscht, weil er sich weigerte, den zahlungsunfähigen Gast weiter zu verköttigen.

Kalasa hatte sofort seinen Lieblingsgott unter Gebeten gereinigt und ihm Blumen gestreut, aber er war die ganze Nacht schlaflos gelegen und grüßte jetzt weiter nach, wie er sich am billigsten vor der Rache des beleidigten Hanuman schützen könne, denn er war in der ganzen Umgebung als Geizhals bekannt, und wollte sich das Opfer im Tempel ersparen.

Aber seine Furcht war stärker als sein Geis. Er stand auf, nahm den Verdienst des Vortages, gab seiner Frau Weisungen für den Mittag und ließ sich dann von dem braunen Gewühl, das aus den Balargassen der Seidenhändler, Silberschmiede, aus den Baumwollvinnereien und Fabriken zusammenströmte, gegen den Siva-Bholeshwartz-Tempel treiben. Er schritt bedrückt durch den Gestank der Garküchen und Räucherkerzen, der schwelenden Kuhmistfeuer, des Brodems von Bratöl, scharfen Gewürzen und der Kochtöpfe, klimperte unschlüssig mit seinen Silbertrupien, kaufte dann in den Buden vor dem Tempelbezirk billige Blumen und Lichter, ging im Tempelhof vorsichtig an den heiligen Kühen vorbei, die vor ihren Heubündeln wiederlauten, beschenkte einen Voghi, der den ausgedörrten Leib mit grauer Asche und farbigen Kreiden beschmiert, hängt mit Amuletten und Rosenkränzen, mit einer graulichen Verrentung der Arme in der Sonne lag, und betrat schließlich den Seiten-tempel, in dem im faszinerhellen Halbdunkel neben dem hundsbemalten Krishna der mächtige, rotangestrichene, unformig dicke Gott der Fröhlichkeit lauerete.

Kalasa zündete die Lichter an, streute seine Blumen, legte den fahlgeschorenen Priestern schweren Herzens die Silbertrupien in die Messingschalen und trat dann erleichtert den Heimweg an.

Aber sein Opfer hatte keine Gnade gefunden und der Zorn des Affengottes wurde schon am Abend offenbar, als in den Gassen die roten und blauen Ampeln brannten und die Küche Kalasas voll Gäste war.

Ein hagerer, elend aussehender Kuli schlich sich herein, als Kalasa eben beim Herd die Schüsseln füllte, kauerte sich in einen Winkel und bat seine Nachbarn demütig um einen Schuß Reiswein. Die Arbeiter und Lasterjäger erschraken, als sie die feuchende Stimme hörten und näher in das fahlgelbe, abgezehrte Antlitz blickten. Die Lippen des Mannes waren bläulich, seine Augen flatterten in den tiefen Höhlen, ein heftiges Zittern ließ seine Zähne gegeneinander schlagen. Einer ließ ihn trinken, rief den Wirt und bat um eine Schale Reis für den Erschöpften.

Kalasa musterte den Kuli und verlangte zuvor die Bezahlung. Als der Mann die Schulter zuckte, wurde Kalasa über den Bettler, der sein Geschäft zur besten Zeit störte, sornig und wies ihn hinaus.

Da erhob sich der hagere, hohläufige Hindu leuchtend, stand siebergeschüttelt, warf sein zerfetztes Tuch ab und zeigte gegen die bläulich geschwollenen Achselhöhlen.

Ein Schrei gellte, Kalasa bog sich vor dem Pestkranzen zurück, die Gäste drängten zum Ausgang, in der kurzen Zeit war die Küche leer.

Als der Türvorhang hinter dem Bettler gefallen war, schlug der Kuli rasch sein Tuch über. Er zitterte jetzt nicht mehr, sprang zum Herd, leerte blitzschnell zwei Reisschüsseln und einen Krug, stöhnte, was er nicht vertilgen konnte, in einen Topf, band ihn auf den Rücken, sprang durch das Fenster in den Hof des Nachbarhauses und verschwand in der Finsternis der nächsten Gasse.

Und während die Seuchepolizei in der Garküche des Kalasa nach dem Pestkranzen suchte, wusch sich der Kuli im Teich des Mombadevi-Tempels die blauschwarzen Flecken vom Körper, wischte sich die Farben von den Lippen und Augen, verzehrte in Ruhe die Reis- und Fischgerichte des Topfes und erwartete dann vor dem Tempel den Araber, der ihm schmunzelnd eine Rupie für die rasche Erfüllung des Fluches Hanumans bezahlte.

Am nächsten Mittag trat der Araber in das halbleere Lokal Kalasas, begrüßte ihn höflich und erklärte sich bereit, seine Verwünschung wieder zurückzunehmen, wenn ihm der Wirt das Essen noch für zwei Wochen kreditiere.

Kalasa atmete auf. Er hatte sich schon weitkraut und sein blühendes Geschäft verödet gesessen und war sofort einverstanden, nicht zwei, sondern drei Wochen zu kreditieren. Und während er dem Araber mit dem Beisten bediente, berechnete er zufrieden, daß ihm der unheimliche Gast für drei Wochen noch immer billiger komme als das Opfer des Verdienstes von einer Woche, das er in seiner Furcht am Nachmittag den Priestern des Hanuman bringen wollte.

Gesellschaft und Mode

Haare in Gold — die Wintermode. Die in Wien tagenden internationalen Friseure haben ihre eingehenden Beratungen über die Winterhaarmode mit einstimmigen Beschlüssen beendet, die für die elegante Frauenwelt von besonderer Bedeutung sein werden. Auf Vorschlag des Friseurs Frisch (Budapest) müssen die Frisuren der Bekleidung entsprechen. Das Haar soll zum Beispiel, wenn goldene Schuhe getragen werden, ebenfalls vergoldet werden. Die Bemalung von Buhlköpfen sei durchaus nicht zeitgemäß, sondern vielmehr sehr rasch durchzuführen. Die Akademie der Damenfriseurkunst erließ ein Preisauschreiben, nach dem bis zum 15. Oktober neue Frisuren nach diesen Vorschlägen in Bildern vorzulegen sind.

Reise u. Verkehr

Die Schnellzüge sollen Kriegsgeschwindigkeiten erreichen. In Roßdorf fand die Tage die 8. Personenzugfahrylan- und Wagenbestellungs-Besprechung der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft statt, auf der wichtige Beschlüsse für das kommende Fahrplanjahr gefaßt wurden. Bei der Besprechung waren Mitglieder der Hauptverwaltung, der Gruppenverwaltung Bayern, des Reichsbahn-Zentralamts, des Centralverkehrsamt München und der Reichsbahndirektionen anwesend. Es soll versucht werden, unter Berücksichtigung der erforderlichen Halte mit der Beschleunigung der schnellfahrenden Züge so weit fortzuschreiten, daß auf vielen Strecken Friedensfahrtzeiten erreicht werden. Die Durchführung dieser Absicht ist — wie "Die Reichsbahn" meldet — mit großen Schwierigkeiten verbunden und wird nicht ohne einzelne Härten im örtlichen Verkehr zu ermöglichen sein. — Die vielen Ungleichheiten bei der allgemeinen Anordnung, bei den im Kursbuchklüssel verwendeten Abkürzungen sowie bei dem Verzeichnis der durchlaufenden Wagen sollen beendet werden. Eine Arbeitsgemeinschaft einiger Reichsbahndirektionen wird den Versuch machen, im Benehmen mit der Reichsturkabstelle nach Möglichkeit eine Bearbeitung der Kursbücher nach einheitlichen Grundsätzen zu erreichen. — Ferner sollen noch die verschiedenen Bestimmungen über die Wartezeiten bei Verspätung der Personenzüge vereinheitlicht werden, um die Übertragung größerer Verspätungen von Zug zu Zug über weite Strecken möglichst zu verhindern.

Hygiene in den Schlafwagen. Seit kurzem geht die Mitropa dazu über, die beiden Schlafdecken in den Wäscheüberzug fest einzuziehen; auf der vierten offenen Seite nach der Wagenwand hin kann der Überzug getrocknet werden. Bisher war bekanntlich um die Decke nur lose ein Umschlag gelegt, so daß bei stärkerer Bewegung der Körper leicht mit der Wolldecke in Berührung kam. Es ist sehr erfreulich, daß jetzt auch in den Schlafwagen die hygienisch saubere Methode, die Decke fest in die Wäsche einzuziehen, in Anwendung kommt. Vorläufig ist die Neuerung noch nicht restlos durchgeführt, doch werden bis zum Jahresende sämtliche deutsche Schlafwagen diese Art der Bettbereitung aufweisen.

* Dr. iur. Wilhelm Cramer: „Göttliche Gesetze.“ (Verlag H. M. Haushoff, Bremen.) Der Verfasser eines Buches, das seinerzeit großes Aufsehen erregte, präst Rembrandt als Erzieher, der die schöpferischen Geister Deutschlands aus der Enge des Spezialistentums emporträumt und ihren Blick für makrokosmische Weiten schärfen sollte. Ein Werk von ähnlich umfassendem Wissen und universaler Tendenz ist das Buch Cramers. Es eröffnet weite Perspektiven in philologischer, religiöser, politischer und naturwissenschaftlicher Beziehung und bringt eine überraschende Fülle neuer Gedanken in eine klare und allgemein verständliche Form. Aus dem Zusammenbruch unserer Kultur, so meint der Verfasser, kann eine Rettung nur auf dem Wege des Geistigen gefunden werden. Zu diesem Zwecke müssen die göttlichen Gesetze gefunden werden, die dem Kosmos und dem menschlichen Leben zugrunde liegen. Sittlich handeln bedeutet, im Einklang mit diesen Gesetzen zu leben. Als Fundament alles Weltgechehens findet Cramer den Satz vom zureichenden Grunde, den er demgemäß zum Prinzip des Rechtes erhebt. In weit ausgreifender Weise schildert er zunächst das primitive Recht der Emanation des Weltprinzips und zeigt, wie das moderne Recht sich nur auf der Erkenntnis der letzten Gründe aufbauen kann. Seine Ausführungen über Zivilrecht und Strafrecht und ihre Reformen, sowie über den Zukunftstaat mögen hie und da zum Widerspruch reißen, sind aber stets fesselnd und mit glänzender Dialektik geschrieben. Das Wissen um die göttliche Macht und Gnade ist gleichzeitig ein Wissen um den Wert des Lebens und lässt den Verfasser einen optimistischen Einklang seiner tiefdurchdachten Ausführungen finden. W. W.

* Lu. Volborth: „Schiff in Not“. Ein Zeitroman. (Verlagsbuchhandlung Broschel & Co., Hamburg.) Im Mittelpunkt dieser bunten und gestaltenreichen Erzählung steht ein altherwürdiges Kaufmannshaus, das zwar von den Krisen der Nachkriegszeit in schwere Nöte gebracht werden kann, so dass es wie ein Schiff in Not ist, das aber in allen Stürmen und Sturzwellen, die darüber hinwegbrausen, den alten Kurs hält und unentwegt den Punkt ansteuert, den schon Vater und Großvater und viele Generationen vorher im Auge behielten: Der ehrbare Kaufmann.

* P. G. Wodehouse: „Ein Glücklicher“. Aus dem Englischen übertragen von Franz Fein. — Romane der Welt; Herausgeber: Thomas Mann und H. G. Schaffauer. (Th. Knauer Nach., Verlag, Berlin W. 50.) Erfrischendes, befreiendes Lachen begleitet die Lektüre dieses neuen Buches, in dem Wodehouse seine meisterliche Kunst der heiteren Charakterisierung beweist. Er versteht es meisterhaft, der Geist eines verliebten jungen Burschen den Haltenwurf des Helden, des gleichsam ungangreifbaren charmanten Erboberers zu verleihen. Ein Wirbel von Ereignissen, von tollen Streichen, amüsiert uns und hält uns in Atem.

„Arnold Böcklin“ von Dr. G. J. Wolf. (J. F. Lehmanns U.-G. München.) Als eine sehr zu begrüßende Jubiläumsausgabe erscheint rechtzeitig zur 100. Wiederkehr von Böcklins Geburtstag dieses höchst reizvolle Bändchen. Böcklin das Kanal, das war der gewöltige, auch die Widerwilligsten überzeugende Eindruck der Basler Ausstellung, mit der viel größeren Darbietung der Berliner Nationalgalerie wird das deutsche Volk ernstlich Besitz von einem seiner größten Künstler aller Zeiten nehmen. Die 100. Wiederkehr des Geburtstages fällt in eine Zeit voll problematischen Kunstgeschehens, die zwar reich an Ausstellungen, aber wenig reich an wahrer Kunst von neuem an den Werken Böcklins sich künstlerisch austitzen soll. Mit diesem Jubiläumsbändchen ist der Verlag einem wirklichen Verdienst nachgekommen, denn durch den billigen Preis wird nun den weitesten Kreisen die Möglichkeit der Beschaffung eines textlich wie illustrativ gleich vorzülichen Werktums über den großen Malerfürsten gegeben.

„Deutsche Bürgerkunde.“ Was der Bürger von seinem Staat wissen muss. Von Dr. Müller-Pader (C. L. Grüninger, Nach. Ernst Klett, Stuttgart.) Es ist ein gutes Zeichen für das wachsende Verständnis in unserem Volk, dass bei innerpolitischen Auseinandersetzungen jetzt mehr und mehr das rein Gefühlsmäßige in den Hintergrund gedrangt wird gegenüber staatsbürgerlichen Erwägungen. Diese letzteren in besonderem Maße zu fördern, ist das Buch zu raten geeignet. Weit entfernt von trockener und akademischer Darstellung versteht es der Verfasser — der durch seine ausländernde Arbeit vielen Kreisen bekanntgewordene

Jurist — nicht nur alles Wesentliche knapp und klar zu sagen, sondern auch dem Stoff alles Spärliche zu nehmen und ihn in leicht fühlbarer, lebendiger Darstellung zu bieten. Das Buch gliedert sich in drei Teile: Allgemeine Staatslehre (Wesen, Entstehung und Zweck des Staates), Staatsformen (die verschiedenen Formen der Monarchie und Republik), und das geltende deutsche Staatsrecht mit all seinen Fragen, die für uns heute so ungemein wichtig sind. Im Anhang erleichtert ein sorgfältiges Sachregister das Aussuchen.

* Sonne und Süden, Licht und Farbe ist die heimliche Sehnsucht jedes Deutschen. Nach den schimmenden Bläue des Mittags spannen die Wikinger ihre Segel, und moderne Reise sehnsucht folgt ihnen noch immer. Und wer auf die Erfüllung seiner Reise sehnsucht verzichten musste, verlangt doppelt nach einem „Farbigen Abglanz des Lebens“. Solchen Stimmungen kommt der Kunstverlag Trowitsch & Sohn, Frankfurt a. O., aufmerksam entgegen. Zu den wertvollen Gaben, die er uns bisher geboten hat, gesellt sich neuerdings Hans Bohrds strahlendes Seebild „Vor Teneriffa“. Dem bekannten Marinemaler verdanken wir eine Reihe reizlicher Gemälde, die die Meeresherrlichkeit einsingen. „Vor Teneriffa“ ist sein liebenschwächstes Werk. Im Sonnenduft breitet sich die töltische Insel mit dem berühmten Pil, spiegelt sich in leiser Bläue, wie sich der edelsteinbunte Himmel darin spiegelt. Ein solches Segelschiff bringt starke Bewegung, Gegenseitlichkeit in das Bild, das in all seiner Farbenpracht doch pastellartig zart anmutet und die traumhafte Lieblichkeit der Landschaft fast visionär wiedergibt. Das drangende Kunstblatt wirkt reizvoll wie das Original. Der mäßige Preis ermöglicht weitesten Kreisen die Anschaffung. Jede Kunstdhandlung führt Bestellungen aus. Übrigens ist der Verlag im Begriff, einen stark erweiterten, illustrierten Katalog seiner bisherigen Veröffentlichungen herauszugeben. Eine Parade gleichsam über sein bisheriges Schaffen. Die Kunstanstalt Trowitsch & Sohn sendet diesen Katalog jedem Interessenten postfrei zu.

= Musiktheoretische Grundlagen, ein Führer durch die Elementar- und Akord-Lehre der Musik, mit kurzer Darstellung der Lehre vom Kontrapunkt. Von E. Schaub, Lehrer am Stern'schen Konservatorium in Berlin. Abgesehen von einigen kleinen Seitensprüngen ins Neuland der Atonala und dem Umstand, dass auch einzelne Notenbeispiele für Geiger und Sänger berechnet sind, bringt dies Werkchen zwar nichts Grade Neues, aber das Althelante in meist zweckmäßiger Form. Als Leitfaden für Schüler zu empfehlen; aber die Durchsicht der zu lösenden Aufgaben seitens des Lehrers wird schließlich doch nicht zu umgehen sein. (Verlag von Siedentopf & Co., Berlin.)

* Deutsche Kunst und Dekoration. Soeben hat die Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt das erste Heft des neuen Jahrgangs erscheinen lassen. Es beweist, dass die vornehme Zeitschrift nach wie vor entschlossen für echte Kunst und für jede wahrhaft moderne Bestrebung eintritt. Besonders beachtenswert ist eine kritische Bewertung der Ausstellung „Neue Sezession“ in München aus der Feder Wilhelm Michels, sowie eine objektive Würdigung der Werkbundausstellung in Stuttgart durch K. A. Düssel. Aus dem reichhaltigen Inhalt heben wir noch die Aussäße über den Bildhauer Robert Wlerick, die Zeichnungen von Marlice Hins, die internationale Buchkunstausstellung in Leipzig und die Wiener Kunsthau hervor. Das die Ausstellung des Heftes vortrefflich ist versteht sich bei dem bewährten Verlag von selbst. W. W.

* Dr. Erwin Virchfeld: „Soien-Verträge“. (Carl Heymanns Verlag, Berlin W. 8.) In einer gründlichen Gesamtdarstellung, welche der Darstellung der einzelnen Soienformen (offene Handelsgesellschaft, Kommanditgesellschaft, G. m. b. H. usw.) vorangeht, ist zu den verschiedenen Fragen, die bei jeder Regelung auftauchen, vergleichend Steilung genommen, so dass man schnell weiß, wie ein einzelner Punkt bei jedem Rechtsgebilde geregelt ist. Eine Übersicht über den Charakter der einzelnen Vertragsformen gewährt ein ganzes Kapitel. Die Bedeutung der verschiedenen Mehrheiten ist im modernen Sinne gewürdigt, vor veralteten Ausdrucksarten, die sich praktisch nicht bewährt haben, wird oftmais gewarnt. Der die Praxis kennende Verfasser hat zu seinem Thema ein „modernes“ Buch geschrieben.

= Tastenfinder. Ein ausgestanzter Kartonstreifen, der auf die Klaviatur ausgelegt wird, so dass die schwarzen Tasten in die Einschnitte des Apparates hineinpassen. Die Ermittlung der Töne innerhalb einer Oktave kann somit mechanisch erfolgen. (Steingräber's Verlag, Leipzig.)